

Kunst & Therapie

Herausgegeben von
Marion Wendlandt-Baumeister
Karl-Heinz Menzen

Zeitschrift für bildnerische Therapien

„KUNST & THERAPIE – Zeitschrift für bildnerische Therapien“ ist eine unabhängige wissenschaftliche Fachzeitschrift für die bildnerischen Therapien, die sich mit Themen der sozialen Wirksamkeit der Kunst in der modernen Gesellschaft befasst. Im Mittelpunkt stehen Beiträge, in denen kunsttherapeutisches Handeln und Forschen hinsichtlich seiner medialen und methodischen Besonderheiten schulenübergreifend und interdisziplinär untersucht und kritisch reflektiert werden.

Als zentrales Fachforum und Bibliothek des Wissens trägt die Zeitschrift seit fast vier Jahrzehnten zur Konsolidierung der Kunsttherapie und ihrer wissenschaftlichen Profilierung bei. Sie ging zur Jahrtausendwende (2000) aus der von Peter Rech 1982 gegründeten Reihe „Kunst Therapie – Zeitschrift zu Fragen der ästhetischen Erziehung“ hervor und versammelt Beiträge in denen Praktiken der Kunsttherapie aus ihren unterschiedlichen Arbeitsfeldern sowie aktuelle Entwicklungen in Theorie und Forschung der Kunsttherapie vorgestellt werden. Darüber hinaus erweitern Beiträge aus den künstlerischen Therapien und den Bezugswissenschaften den Blick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede einzelner Ansätze.

Die Zeitschrift erscheint jährlich mit zwei Ausgaben (Juli und Dezember) und bietet Autorinnen und Autoren einen attraktiven Publikationsort, der ihnen ermöglicht, zeitnah ihr spezifisches Fachwissen einer breiten Fachöffentlichkeit zu vermitteln. .

Sonderdruck / offprint

Short Cut

Miriam Auer / Das Orchester der Individualisten. Kunsttherapie als niedrigschwelliges Gruppenangebot für psychisch kranke Menschen. S. 86-91 in: KUNST & THERAPIE, Zeitschrift für bildnerische Therapien, 2020/2, Jg. 38, Bd. 36; Claus Richter Verlag Köln.



Abb.2:

Das Orchester der Individualisten

86 Kunsttherapie als niedrigschwelliges Gruppenangebot für psychisch kranke Menschen

Miriam Auer

Im Sommer 2019 bekam ich als Künstlerin und Keramikerin die Gelegenheit drei Monate in einer Psychosozialen Betreuungseinheit in einem Pflegeheim des Landes Niederösterreichs zu arbeiten (1). In der Einrichtung werden etwa 60 Personen Tag und Nacht betreut, deren psychische Erkrankungen in den Bereichen Demenz und Depression, Schizophrenie oder Psychosen, Per-

sönlichkeitsstörungen, Angst- oder Zwangserkrankungen sowie Suchterkrankungen liegen. Das Pflegeteam setzt sich aus Allgemeinmediziner*innen, medizinischen Pflegekräften, Psycholog*innen, Psychiater*innen sowie aus Fachkräften für die Beschäftigungstherapie zusammen.

Um das Angebot der Beschäftigungstherapie zu erweitern, wurde ich gebeten das für diesen Bereich zuständige Betreuungspersonal und interessierte Klient*innen in das keramische Arbeiten einzuführen. Da die dort tätigen Mitarbeiter*innen aus unterschiedlichsten Gründen für einen längeren Zeitraum nicht verfügbar waren und eine vorübergehende Schließung der Beschäftigungstherapie im Raum stand, füllte die geplante Einführung in das kerami-

sche Arbeiten übergangsweise diese Lücke und war für die Klient*innen das einzige Angebot, das sie derzeit für sich aufgreifen konnten (2). Es zeigte sich jedoch schnell, dass Töpfern zwar gut, aber nicht gut für alle ist. Einige Teilnehmende scheiterten bereits am Material, anderen fehlte es an den erforderlichen kognitiven Voraussetzungen.

Auf mich gestellt, erinnerte ich mich daran, wie ich in meinem früheren Berufsleben, als Managerin im Konzernumfeld, Mitarbeiter*innen motiviert hatte. Also suche ich nach den Stärken, Vorlieben und Motiven der Klient*innen. Mit dem Ziel, möglichst viele von ihnen in den Schafensprozess einzubeziehen, passte ich, nachdem ich das Einverständnis der Leitung eingeholt hatte, mein Vorgehen an die je unterschiedlichen persönlichen Voraussetzungen der Teilnehmenden an. Da nur wenige bereit waren, ihre über lange Zeit einstudierten, sich immer wiederholenden Tätigkeiten zugunsten einer neuen Beschäftigung aufzugeben, konzentrierte ich mich zunächst auf jene, die Freude am Modellieren zeigten, und förderte diese weiter. Parallel dazu brachte ich jenen, die der Aufgabe nicht gewachsen waren, eine motorische Fingerübung mit. Sie bestand darin, kleine Kügelchen aus Watte oder Packseide zu formen und mit Uhu-Stick auf ein aus

einem schwarzen Fotokarton ausgeschnittenes Schaf zu kleben, das ich als Gestaltungsvorlage vorbereitet hatte. Diese kleine Übung kam so gut an, dass sich plötzlich auch Klient*innen beteiligten, die bisher kein Beschäftigungsangebot angenommen hatten.

Im weiteren Verlauf entwickelte sich aus einem Schaf eine Herde und aus ein paar Teilnehmer*innen eine aktive Gruppe. Die Freude, an einem gemeinsamen Gestaltungsprozess teil haben und etwas beitragen zu können, lockte sie aus der Reserve und war für die Teilnehmenden so motivierend, dass sie ihre sonst übliche Reserviertheit überwandern: Achteten sie für gewöhnlich darauf, sich nicht zu nahe zu kommen und jegliche Berührung zu vermeiden, schienen all diese vermeintlichen „Gesetzmäßigkeiten“ beim Ankleben der Kügelchen außer Kraft gesetzt. Da griffen Hände ineinander und es gab auch kein Separieren in Mein und Dein. In diesem bewegten Durch- und Miteinander begannen die Klient*innen sich gegenseitig zu unterstützen und anzuspornen. Letzten Endes entwickelte sich eine Diskussion darüber, was denn nun mit all den Schafen passieren soll. Es dauert nicht lange, bis ein Teilnehmer sagte: „Wir brauchen einen Wolf“ (Abb. 1). Eine weitere Teilnehmerin dazu: „Wir brauchen eine

Weide.“ Ich nahm die Ideen der Teilnehmenden auf und fertigte für sie die gewünschten Gestaltungsvorlagen an (3). Sie nutzten mich in der Funktion eines „Hilfs-Ichs“, um ihre Ideen realisieren zu können. Somit erweiterte sich der Handlungsraum für alle und eröffnete zugleich vielfältige Möglichkeiten der Begegnung. Ich freute mich über das Beziehungsgeschehen, das sich zwischen den Gruppenmitgliedern und mir entwickelte.



Abb. 1

Beflügelt von der aufkommenden Dynamik, strebte ich danach, nun auch diejenigen mit ins Boot zu holen, die noch immer an ihren einstudierten Tätigkeiten festhielten. Ich überlegte mir, wie ich Tätigkeiten oder Materialien, die ihnen vertraut waren und vielleicht Sicherheit vermittelten, in die aufkommenden Ideen transferieren könnte. Unter den Teilnehmer*innen befand sich z.B. eine Klientin, deren gewohnte Beschäftigung es war, Malbücher auszumalen. Dazu war sie aber nur in der Lage, wenn ihr jemand zuvor

erklärte, was auf dem Blatt zu sehen ist. Als ich sie einlud mitzumachen, geriet sie in Panik. Sie begann auf der Stirn zu schwitzen und fragte mich mit zittriger Stimme, ob sie denn wirklich mitmachen müsse. Ich verneinte und erklärte ihr, dass dies nur ein Angebot sei. Dann malte ich die Umrisse von Blütenblättern auf ein weißes Blatt Papier. Neugierig fragte sie mich, was ich denn da zeichnen würde. Ich erklärte ihr, dass dies Blütenblätter seien und wie toll es wäre, wenn sie diese für mich ausmalen würde. Da hellte sich ihr Gesicht auf und sie begann, die Blütenblätter auszumalen. Danach ging ich zu einem Klienten, der Tag für Tag Perlen auffädelt und lud ihn ebenfalls ein. „Nein, das ist nichts für mich“, entgegnete er mir. Ich legte ihm ein paar Plastikverschlusskappen hin und fragte, ob er mir helfen würde, diese mit Perlen zu versehen. Da schaute er auf und meinte stolz: „Ich bin der Perlendompteur.“ Ein weiterer Klient beobachtete das Geschehen. Nach einer Weile fragte er: „Was passiert denn mit diesen Verschlusskappen?“ Ich antwortete ihm: „Wir basteln Blumen für unsere Weide. Ihre Kollegin malt gerade die Blütenblätter aus. Diese können wir dann ausschneiden und rund um die Verschlusskappen kleben.“ Aufgeregt fragte er mich: „Darf ich das machen?“ Ich versicherte ihm, dass ich mich über seine Unterstüt-

zung sehr freuen würde. Mehr und mehr Klient*innen schlossen sich dem bunten Treiben an, was nicht unbemerkt blieb, denn im Haus sprach sich herum: „In der Beschäftigungstherapie, da tut sich was!“ Schon bald war die anfängliche Kleingruppe auf stattliche 16 bis 18 aktiv Mitgestaltende angewachsen, die sich miteinander im Austausch befanden und den Gestaltungsprozess voranbrachten. Zu den aktiven gesellten sich schließlich auch Personen, die aufgrund ihrer Verfassung nicht in der Lage waren mitzuarbeiten, aber interessiert Anteil nahmen und wissen wollten, was sich tut und wie es weitergeht.

In der Gruppe kam schließlich der Wunsch auf, die im bisherigen Gestaltungsprozess entstandene Weide dauerhaft in einem Bild zusammenzusetzen. Am längsten wurde in diesem Zusammenhang über den Wolf beraten. Soll er in oder abseits der Herde stehen? Müssen die Schafe durch einen Zaun geschützt werden oder nicht? Als ich ein Stück zurücktrat, um das Gruppengeschehen aus der Distanz beobachten zu können, musste ich an ein Orchester denken, genauer: an ein „Orchester der Individualisten“. Es ist für mich eine stimmige Metapher für das, was sich auf der Grundlage eines kreativen Gestaltungsprozesses in dieser Gruppe entwickelt hat. Waren die Teilneh-

menden zuvor jeweils mit sich und der eigenen Wahrnehmungswelt sehr beschäftigt und arbeiteten eher nebeneinander – als Solisten eben –, wuchsen sie hier in der gemeinsamen Aufgabe zusammen und bezogen sich – wie auch Musiker*innen in einem Orchester – aufmerksam aufeinander. Im Zusammenspiel der Klient*innen entstand schließlich das Gemeinschaftswerk, zu dem die Einzelnen mit ihren je eigenen Möglichkeiten beigetragen haben. Der Gruppenprozess zeugt von der mobilisierenden und kommunikationsfördernden wie auch gemeinschaftsbildenden Wirkung des kreativen Tuns. Nicht zuletzt ist hier auch das integrationsfördernde Potenzial hervorzuheben: So zeigte sich z.B. in den entstehenden Diskussionen, die sich unter den Teilnehmenden entwickelten, dass die Einwürfe der geistig Minderbegabten oder die eigenwillig anmutenden Geschichten der Schizophrenen die Kommunikation in keiner Art und Weise zu stören schienen. Im Hinblick auf meine Rolle galt es, die vielen Wünsche und Anregungen zu bündeln und im Rahmen aller technischen, motorischen und auch kognitiven Fähigkeiten möglich zu machen. Das verlangte von mir ebenfalls einiges an Kreativität und Einfühlungsvermögen ab. Insbesondere durch die Übernahme der Funktion eines „Hilfs-Ichs“ konnte ich den Hand-

lungsraum der Teilnehmenden so erweitern, dass sich einerseits für die Teilnehmenden ein Spielraum für kreatives Handeln eröffnete und andererseits ein Beziehungsangebot gegeben war, auf das sie sich einlassen konnten. Auf dieser Grundlage formte sich ein niedrighschwelliges Gruppenangebot, von dem selbst jene Mitbewohner*innen profitierten, die aufgrund ihrer Einschränkungen nicht aktiv mitarbeiten konnten. Diejenigen, die aktiv an der Gruppe teilgenommen haben, meinten zum Abschluss, dass sie sich das zuvor gar nicht zugetraut hätten und von sich selbst überrascht seien. – Die Gruppenarbeit hat die Kreativität der Teilnehmenden geweckt und gefördert sowie ihnen neue, selbststärkende Erfahrungen ermöglicht. Das blieb nicht unbemerkt, denn dieses „Orchester“ spielte so schön, dass die Leitung und schließlich auch die Direktion des Pflegeheims auf das Gemeinschaftswerk und den Entwicklungsprozess der Teilnehmenden aufmerksam wurden.

Die Teilnehmergruppe hatte inzwischen entschieden, welche der vielen, aus den unterschiedlichsten Materialien geschaffenen Elemente für das Bild verwendet werden sollten und die ausgewählten Teile auf eine 250 cm x 150 cm große Pressspanplatte aufgeklebt, die mit einem aufgeklebten Holzrahmen versehen war (s.

vorausstehende Abb. 2). Seitens der Direktion wurde den Klient*innen angeboten, dem großen Bild einen besonderen Platz in der Hauptaula des Pflegeheims einzuräumen und die Übergabe des Kunstwerkes mit einer Dankesfeier zu begehen. Das Interesse und diese besondere Art der Würdigung erfüllten die meisten Klient*innen mit Stolz.

Schade, dass die Verantwortlichen des Landes Niederösterreich der Fortführung dieser so positiv wirkenden kunsttherapeutischen Arbeit nicht zugestimmt haben (4). Im Vergleich zu Deutschland und der Schweiz liegt in Österreich noch einiges an Aufklärungsarbeit über die bedeutenden positiven Effekte der Kunsttherapie vor uns.

Anmerkungen

(1) Diese Tätigkeit war zugleich mein Praktikum, das ich im Rahmen meines Kunsttherapiestudiums absolviert habe.

(2) Es hat sich wunderbar gefügt, dass gegen Ende meiner Praktikumszeit jene Kollegin, die die Beschäftigungstherapie um das Angebot der Keramik erweitern sollte, beruflich wieder zur Verfügung stand. Mit großem Interesse informierte sie sich über die Geschehnisse des Gruppenverlaufs und ließ sich von mir in meine Arbeitsweise einführen, wobei ich sie auf wichtige Aspekte kunsttherapeutischer Vorgehensweisen aufmerksam machen konnte.

(3) Als sich die Teilnehmenden z.B. Vorlagen für kleinere Schafe wünschten, brachte ich ihnen die aus Fotokarton ausgeschnittenen Formen mit. Ebenso fertigte ich Ihnen die Vorlage für den Wolf an, für die ich sogar den Applaus der Gruppenteilnehmer*innen erntete.

(4) In einem weiteren, ebenfalls dreimonatigen Praktikum soll die kunsttherapeutische Arbeit in der Psychosozialen Betreuungseinheit im Pflege- und Betreuungszentrum fortgesetzt und intensiviert werden. Im Besonderen geplant ist die Umsetzung eines Konzepts mit einem speziellen kunsttherapeutischen Angebot für die an Schizophrenie erkrankten Personen, die sich in der Regel eher zurückziehen und sich nicht so gerne in offenen Gruppen bewegen.

Abbildungen

Abb. 1 Gestaltung des Wolfes; Detail aus dem Gruppenprozess (Foto: Miriam Auer)

Abb. 2 Gemeinschaftswerk der Teilnehmenden, 2019, o.T.; Collage aus Materialmix auf Pressspanplatte, 250 cm x 150 cm (Foto: Michael Auer)

Kontakt: Miriam Auer
miriam.auer@ma-art.at